

Ufugis Opfer.

Japanische Erzählung von S. Barintah.

Das Kirchtürmchen in Nagasaki. Alles ist blitzblank geschweert, rein und appetitlich sind alle Räume. Der Fußboden in den Wohnungen ist mit Blumen bestreut, der Duft von Festtuchen dringt aus den Häusern.

Die Mädchen wollten munter von Haus zu Haus, denn alle Bekannten und Freunden befehlen sich, einander zu begrüßen. Männer und Frauen gehen in feidenen Kleidern und kostbaren Prunktüchern, die Kinder lassen phantastische Drachen fliegen.

Im Hause des Kaufmanns Utsuki sind die Bambuswände fest geschlossen. Hier buftet's nicht nach Festtuchen, und mit trüblichen Mienen hoden die Familienmitglieder auf den Matten.

Utsuki hat keine Geschäftszählungen nicht bezahlen können. Mißgeschick und einige verfehlte Pläne haben ihm das Geld spärlich in die Hände geleitet und das Spärliche ohne Gewinn seinem Besitz entzogen.

Das Mädchen verfährt sich und wankt, als ihr die Mutter den Beschluß des Vaters mittheilt. In die braunen, schönen Augen tritt das Entsetzen, leises Wehzen geht über die blauen Lippen, aber kein Wort, keine Klage.

Die Mutter benachrichtigt auch Fudschiki von dem Vorgefallenen. Sie spricht nur von der Werbung Sawaratumis und dem Willen des Vaters, der in dieser Verbindung größeres Glück für seine Tochter sieht.

Der junge, schon durch seine lebhaften Augen und schmalen, bemallichten Lippen sich als leidenschaftliche Natur zeigende Mann würgt an den aufwallenden Worten heißer Wuth. Doch es steht ihm nicht das Recht zu, vor der Gattin eines anderen Mannes seinen brennenden Zorn darzutun.

Als er mit Utsugi zusammentrifft, heimlich, wie schon manchenmal vorher, erschrickt sie vor dem Sprudeln seiner Empfindungen. „Morgen will ich ihn, den fetten Aal! Erstickten mit dem Schnitzmesser, das scharf und tödtlich ist, wie ein Bliß!“

„Doch Du wärest frei und könntest mein werden, wie es erst geschehen sollte! Sawaratumis erlöst den Tag nicht, an dem Du sein werden sollst, glaub mir!“

Utsuki lächelte wehmüthig und freischelt sie sanft. — In diesem Augenblick pocht es. Poht herb und eindringlich. Erschrocken blicken sich die Ehegatten an. Da wird schon die Thür geöffnet und ein dicker Mann mit häßlichen Fettpolstern unter dem Arm tritt herein.

Die Anwesenden erheben sich und begrüßen mit Fischen und Verbeugungen den Gast, den reichen Händler Sawaratumis. Hinter den mächtigen Brillengläsern glitzern kleine, lustige Neuglein über die Familie hin, die

sich, mit Ausnahme des Knaben, bemüht, heitere Mienen aufzusetzen. Sawaratumis aber lächelt fein.

„Weiß, wie Utsukis Verhältnisse liegen! Unverschuldet kam der Brave in die Lage! Weiß auch, daß ihm noch zu helfen wäre und — und —“

„Lange schwatzten die Männer zusammen. Als Sawaratumis endlich geht, begleitet ihn der Kaufmann mit leuchtendem Gesicht. „Wann wünschest Du, daß die Verlobung vollzogen wird, Bester aller Besten?“

„Läßt erst alles in Ordnung bringen, damit nicht der Hauch eines Malfels auf Dir ruhe!“ antwortet Sawaratumis und geht.

Die Hände reißend, tritt Utsuki zu seiner Frau und gesteht ihr, daß der Händler ihm helfen wolle, dafür aber Utsugi zur Gattin begehrt und von ihm selbstredend auch zugesprochen erhalten habe. Im Herzen der Mutter hüpfst erst die Freude auf, aber rasch schlägt sie der Schreden nieder.

„Sawaratumis ist doch ein alter Mann und ein häßlicher dazu. — Utsugi hegt sogar Abscheu vor ihm!“

„Sawaratumis hat das rechte Alter, um ein Mädchen zu schenken! Die Häßlichkeit gewöhnt man und der Abscheu Utsugis ist nur vorhanden, weil sie das gültige Herz des edlen Mannes nicht kennt!“

„Du hast sie doch Fudschiki, dem Schuhmacher, versprochen!“

„Versprochen gerade nicht! Ich war nicht abgeneigt, sie ihm zu geben! Nun kommt sie aber als Sawaratumis's Frau in eine erhehlich vortheilhaftere Lage. Und abgesehen davon, er hilft mir doch nur, wenn Utsugi sein wird. Damit ist alles fest beschlossen!“

Das Mädchen verfährt sich und wankt, als ihr die Mutter den Beschluß des Vaters mittheilt. In die braunen, schönen Augen tritt das Entsetzen, leises Wehzen geht über die blauen Lippen, aber kein Wort, keine Klage.

Die Mutter benachrichtigt auch Fudschiki von dem Vorgefallenen. Sie spricht nur von der Werbung Sawaratumis und dem Willen des Vaters, der in dieser Verbindung größeres Glück für seine Tochter sieht.

Der junge, schon durch seine lebhaften Augen und schmalen, bemallichten Lippen sich als leidenschaftliche Natur zeigende Mann würgt an den aufwallenden Worten heißer Wuth. Doch es steht ihm nicht das Recht zu, vor der Gattin eines anderen Mannes seinen brennenden Zorn darzutun.

Als er mit Utsugi zusammentrifft, heimlich, wie schon manchenmal vorher, erschrickt sie vor dem Sprudeln seiner Empfindungen. „Morgen will ich ihn, den fetten Aal! Erstickten mit dem Schnitzmesser, das scharf und tödtlich ist, wie ein Bliß!“

„Doch Du wärest frei und könntest mein werden, wie es erst geschehen sollte! Sawaratumis erlöst den Tag nicht, an dem Du sein werden sollst, glaub mir!“

Utsuki lächelte wehmüthig und freischelt sie sanft. — In diesem Augenblick pocht es. Poht herb und eindringlich. Erschrocken blicken sich die Ehegatten an. Da wird schon die Thür geöffnet und ein dicker Mann mit häßlichen Fettpolstern unter dem Arm tritt herein.

Die Anwesenden erheben sich und begrüßen mit Fischen und Verbeugungen den Gast, den reichen Händler Sawaratumis. Hinter den mächtigen Brillengläsern glitzern kleine, lustige Neuglein über die Familie hin, die

wohl des Mädchens verfürtes Wesen, begreift es aber nicht ganz und kann auch nichts helfen.

Der Sommer rückt heran und mit ihm der Hochzeitstag Utsugis. Die Stürme brausen über dem Fjord von Nagasaki, trüben das blaue Meer, lassen es zu gewaltigen Wellen aufbeugen die Fischen und hohen Chypressen wie dünne Gerten.

Ein Taifun tanzt nächstens verheerend über den Fjord hin, bohrt Schiffe in den Grund, entwurzelt die Bäume auf den Höhen, wirft Tempel um und windet sich tief in die Bucht hinein, wo die Stadt geschützt zwischen den Bergen liegt. Viel stellt er hier nicht an, aber doch genug; die leichten Holzhäusern fliegen vor seinem Athem.

Zu Utsuki kommt Sawaratumis mit verdrießlichem Gesicht: „Mein Haus am Strande hat der tödtliche Dämon vernichtet! Ich bin heil geblieben, bin aber obdachlos für den Augenblick!“

Utsuki strömt die Freundlichkeit aus Blick und Mienen. „Mein schönster Raum soll Dein sein, edler Wohlthäter meiner Tage! Sei hier wie zu Hause, bis Dein Heim wieder ganz hergestellt ist!“

Utsugi wird von ihrem Verlobten möglichst fern gehalten, denn es schickt sich nicht, vor der Hochzeit mit ihm zusammen zu weilen. Sie ist froh darum. Wenn sie heimlich durch eine Ritze nach ihm späht, ergreifen sie Ekel und Scheu, ihr junges Herz beginnt heftig zu schlagen, ihre Gefühle brausen.

Fudschiki sieht sie öfter mit faulem, verzerrtem Gesicht um's Haus hüpfen; seine Gesenker rathen ihr, daß sein Entschluß noch besteht. Ihre bittenden Gebarden loden ein böses Lächeln um seinen Mund. Als sie einmal auf Geheiß der Mutter das Gastzimmer mit frischen Blumen schmückt, bemerkt sie seine schlechende Gestalt im Garten. Es dümmert schon stark. Das saftgrüne Laubwerk verschwimmt als graue Masse, nur die weißen Kamellen leuchten wie helle Punkte.

Fudschiki drückt sich in die Ecke des Gartenhäuschens, und bald zeichnen sich seine Umrisse immer mehr vom Hintergrunde ab. Es ist ganz dunkel. Utsugi ahnt seinen Plan. Auf das Leben Sawaratumis lauert er. Sie schaudert. Spricht ein Segen aus dieser That? Sie befreit sie von dem Widerstand! Aber kann sie dann eines Mörders Weib werden? Und sollte er unentdeckt bleiben, sie wüßte, daß er's ist! Und der Vater? Seines Helfers Tod fürzte ihn in's Elend, denn die Erben würden unerbittlich sein!

Was ist in diesen Wochen für ein Wirrwahl von Gedanken durch ihren Kopf gegangen! Ganz müde ist sie. Ganz ohne Lebensfreude. Was soll sie nun thun? Sawaratumis seinem Schicksal überlassen? Wenn er mit dem Vater heimkehrt, wird ihn Fudschiki zu tödten suchen! Soll sie ihn warnen? Er ist ihr doch tief verhasst!

Aber Fudschiki, den sie einst mit Wohlgefallen betrachtete, fürchtet sie nun. Sie hat nicht den Muth, ihn hindern zu wollen. Sawaratumis warren, das allein kann sie! Und sie will es thun, umdes Vaters willen!

Sie lauert sich auf die Matte nieder, die dem Gaste zum Schlusse dient. In dem stillen Hinnein in der Dunkelheit fällt ihr das Märchen von dem kleinen Sawano ein, und sie fängt an zu weinen. Doch es sind Thränen, die ihr das Herz leichter machen. Im Finstern ist gut weinen.

Die jugendliche Unglückliche ist aber bald erschöpft. Sie nicht ein und sinkt um. Im Halbschlaf schiebt sie sich die Rolle unter den Nacken, zieht sich die Steppdecke über die Brust, denn die Nacht ist kühl.

Leises Gleiten und Hüpfen raunt durch's Zimmer. Eine Gestalt tastet sich zu dem Lager, beugt sich darüber. Als die Mutter nach dem Mädchen sieht und dieses endlich findet, liegt es vor ihr, von zahlreichen Stichen zerbittet.

Zhr wilder Schrei ruft die Nachbarn her. Auch Fudschiki kommt, kommt mit neugieriger Unschuldsmiene und lauerndem Blick. Und er sieht, was er gethan hat!

Nichts, als ein dumpfes Röcheln bringt er heraus; er wird grau wie Asche, seine Augen stieren. Dann reißt er das Messer aus dem Gürtel, das nur schlecht gereinigt ist von dem Blute Utsugis, der Geliebten, und drückt es gegen die eigene Brust.

Ein Frauenvertheidiger. Einst las man in einer Göttinger Gesellschaft aus Chapelains philosophischen Schriften vor. Eine Behauptung des französischen Schriftstellers, daß das verständigste Frauenzimmer nur eine halbe Vernunft habe, wurde der Gegenstand wüthender Bemerkungen. Dabei wurde auch der anwesende Satiriker Lichtberg um seine Ansicht gefragt.

„Mit diesem Urtheil“, versetzte Lichtberg, „die klügsten Frauenzimmer beschämen nur eine halbe Vernunft, verrieth Herr Chapelain, daß er überhaupt keine besitzt.“

Der Kellner. „Wie weit sind Sie denn eigentlich mit Ihrem lenkbaren Luftballon?“

Herrn Vanderbooms Schreib-Maschinistin.

Von Jnge Jakobsen.

Fräulein Grete Meiners galt bei den übrigen Angestellten der Firma Baschwitz & Co. in der Klosterstraße als unordentlich, launenhaft und unliebenswürdig, also nicht gerade als der Typus einer Ideal-Schreibmaschinistin. Als das wenig hübsche Mädchen eines Abends auf den Stadtbahnhof wartete, der sich nach ihrem an der Markthauer Straße gelegenen Heim bringen sollte, fiel ihr Auge auf die neueste Nummer der Zeitschrift „Das Reich der Frau“, ein Journal, das jedes Thema behandelt, das zum weiblichen Geschlecht in irgend einer Beziehung steht und für alles einen guten Rath weiß, ganz gleich, ob es sich um Kindergeheimnisse oder um die Vertilgung der Mottenplage handelt; es gab ebenso unparteiisch Anleitung, wie man seinen Mann an's Haus fesselt, wie über die Art, alle Garnrollen nützlich zu verwenden. Außerdem hatte es noch einen belletristischen Theil. Mehr kann man für 10 Pfennig nicht verlangen. Grete erlangte sich eine Nummer und stieg in ein Abtheil zweiter Klasse des soeben einlaufenden Zuges.

Ihr Abonnement lautete auf dritter Klasse, aber um solche Kleinigkeiten kümmerte sie sich wenig. Sie blätterte das Heft durch, bis ihr Auge auf eine Ueberschrift fiel: „Herrn Vanderbooms Schreibmaschinistin“. Das schien etwas für sie zu sein, und eifrig vertiefte sie sich in die Lektüre.

Die Geschichte war nicht gerade aufregend. Sie handelte von einer hübschen, jungen Stenographistin, deren Chef, ein menschenfreundlicher, älterer Herr, eine tiefe Neigung zu ihr faßte. Am Abend bevor er ihr seine Liebe gestehen will, findet er im Kopierbuche einen Brief, der mit der geschäftlichen Correspondenz wenig zu thun hat, nämlich einen Brief seiner Angebeteten an einen unbekanntem Dritten, den sie mit „Geliebter“ anredet, und in dem sie ihre tiefe Trauer darüber äußert, daß aus ihrer Ehe nun nichts werden könne, da es unmöglich sei, die 2000 Mark aufzutreiben, die er brauche, um als Theilhaber in ein Geschäft einzutreten. Natürlich hat der edelmüthige Chef nichts Eiligeres zu thun, als das junge Mädchen in sein Kontor zu rufen und ihr, mit blühendem Herzen zwar, aber doch beglückt durch das Gefühl, ihr helfen zu können, die 2000 Mark auszubändigen, die ihr Liebster braucht, um sich selbständig zu machen.

Grete Meiners wäre beinahe über ihre Station hinausgefahren, so sehr hatte sie der rührende Inhalt der Geschichte ergriffen. Wüthlich schloß ihr ein genialer Gedanke durch den Kopf. Wenn sie nun auch einen Brief schreiben, wie die Heldin jener Erzählung, an irgend einen erdichteten Bräutigam. Es war gar nicht ausgeschlossen, daß „der Alte“ sie liebte. Ihr Haar war doch wirklich sehr schön, und wenn sie das bla Kleid mit dem grünen Besatz trug, hatte er sie manchmal so tomsich angesehen. Und gutmüthig war er ja in der That, der graubhaarige Herr, das hatte er schon oft bewiesen. Zu Zeiten konnte er allerdings höflich kurz angebunden sein. Aber sie wollte es doch einmal versuchen; vielleicht hatte sie Glück.

In dieser Nacht schlief Fräulein Meiners nicht viel. Sie war damit beschäftigt, ihren Brief auszuarbeiten. Ein schweres Stück Arbeit! Als er fertig war, sah sie mit Genugthuung ihr Machwerk durch. Der Brief lautete:

„Eingig geliebter Hans! Ich habe gerade im Geschäft wenig zu thun und schreibe Dir daher mit fliegender Feder einige Zeilen. Wie wundervoll war unser Spaziergang am Sonntag, und wie recht thatest Du daran, mir reinen Wein einzuschmecken! Ja, es ist unendlich traurig, mein Schatz, daß Dir die 2000 Mark zur Etablierung fehlen, und das Herz will mir fast brechen, wenn ich daran denke, daß wir noch manches Jahr nicht an's Heirathen denken können. Denn daß Dir jemand 2000 Mark giebt, ist unwahrscheinlich, wie daß ich das große Loos gewinne, wo ich doch gar nicht in der Lotterie spiele. Der Chef ruht mich, ich habe keine Zeit mehr. Nur noch tausend Küsse von Deiner Dir in alle Ewigkeit treuen

Grete.“

Stolz blickte die erfinderische Dame auf dieses Meisterwerk nieder. Kein Mensch konnte auf die Idee verfallen, daß der Hans dieses Briefes niemals errieth hätte.

Am Morgen ging sie in's Bureau und arbeitete wie immer. Um ein Uhr begab sich ein Theil der Angestellten zu Tisch. Grete ergriff mit verschleierten Gesichtsbildern auch ihren Liebesbrief und trat in das Nebenkontor, wo die Kopierpresse stand. Wenn der Lehrjunge fort war, kopirte sie öfters Briefe; ihr Thun konnte daher Niemandem auffallen. Hinter der Postkarte, auf der Marschner und Keimfarn energisch um schleunige Lieferung der bestellten Waaren ersucht wurden, hob sie auf dem Seidenpapier sein säuberlich der Brief an

den geliebten Hans ab. Mit einem Geufzer der Erleichterung ging das fleißige junge Mädchen dann ebenfalls zu Tisch.

Um vier Uhr trat der Lehrling, mit dem aufgeregten Kopierbuche in den roth aufgeregten Händen ins Kontor.

„Sehn Sie mal bloß, Fräulein Meiners, was ich hier gefunden habe!“

„Was ist denn los? Warum schreien Sie denn so, Schmidt?“

„Fragte unmutig die vor ihrer Maschine sitzende Schreiberin.“

„Und mit seinen nicht allzu sauberen Fingern zeigte Schmidt jetzt auf die „in alle Ewigkeit treue Grete.“

„Auf diesen Zwischenfall war sie nicht gefaßt, mit bewundernswürdiger Schnelligkeit beherrschte sie jedoch die Situation.“

„Soll ich die Seite rausreißen?“ fragte gutmüthig der Junge.

„Dante, nein, das werde ich selbst thun. Aber reden Sie nicht darüber, damit nahm sie ihm das Buch aus den Händen. Der Junge zog seinen Mund noch ein Stückchen mehr in die Breite und schob ab. Nun hieß es handeln, und die tüchtige junge Dame war keinen Augenblick darüber im Zweifel, was nun zu geschehen hätte. Kurz entschlossen klopfte sie an die Thür des Privatkontors. Eine liebenswürdige Stimme sagte „Herein!“ Sie öffnete die Thür.

„Na, Fräulein Meiners, was ist los?“ fragte ihr Chef in freundlichem Tone.

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Baschwitz, aber ich weiß nicht, ob ich Ihnen die Karte an Marschner und Keimfarn heute Morgen gezeigt habe, bevor sie abging.“

„Ach, so nöthig ist das nicht, Fräulein; ich kann sie ja übrigens in der Kopie lesen. Schicken Sie mir doch bitte das Kopierbuch herein.“

Sie brachte es ihm selbst und setzte sich dann scheinbar ruhig wieder an ihre Maschine. Ihr Herz schlug fast so laut wie die Tassen, die ihre Finger niederbrühten. Sie wartete und wartete. Die Minuten wurden ihr zu Stunden. Etwas bange wurde ihr nun doch zu Muth. Wie würde es ausgehen? Eine halbe Stunde ging vorbei, — eine Stunde, — zwei Stunden, — nichts ergab sich. Ihre Kollegen legten ihre Sachen zusammen und gingen nach Hause. Jetzt kam auch Herr Baschwitz mit Chinber und Ueberzieher aus seinem Kontor. Als er hinausging, wünschte er ihr mit einem etwas merkwürdigen Seitenblick guten Abend. Sicher hat er mich gern, schloß Grete, es wird schon alles gut gehen.

Noch einmal verbrachte sie eine sehr unruhige Nacht und ging hoffenden Herzens am anderen Morgen in's Bureau. Um elf Uhr ertönte die Glocke im Privatkontor zweimal, — das Zeichen für die Stenographin. Jetzt kam's, in fünf Minuten war ihr Schicksal entschieden. Die 2000 Mark hatte sie schon in der Tasche. Herr Baschwitz sah an seinem Schreibtisch und antwortete recht kühl auf den Morgengruß seiner Schreiberin. Dann fing er an:

„Beim Durchblättern des Kopierbuches stieß ich auf einen Brief, der mir aufgefallen ist und den ich auch gelesen habe, trotzdem die Firma nichts damit zu thun hat. Können Sie mir sagen, wie der Brief hier hineingekommen ist?“

„Was für ein Brief?“ fragte das Mädchen unschuldig.

„Bitte, sehen Sie ihn sich doch selber an“, und er hob ihr das Buch näher.

„Ach Gott — was habe ich denn da angestellt — ein Brief an meinen Verlobten — ich bitte vielmals um Verzeihung!“

„Ja, ja, es ist schon gut. Aber etwas mehr Sorgfalt im Geschäft würde ich Ihnen doch dringend empfehlen.“

„Es soll auch nie wieder vorkommen, Herr Baschwitz.“

„Dafür werde ich schon Sorge tragen“, meinte der Chef sehr bestimmt. Dann griff seine Hand nach dem Auszuge seines Schreibtisches, in dem das Cheduch ruhte. Alles ging glänzend. Herr Baschwitz benschm sich genau so wie Herr Vanderboom. Ihr kamen die Worte aus „Das Reich der Frau“ in den Sinn: „Während er die Feder eintauchte, um die Anweisung auszustellen, traf ein unendlich wehmüthiger Blick wie ein Abschiedsgruß das blonde Haupt Hildegards.“

Herrgott, er legte die Feder an und füllte die Zahlenrubrik aus. Aber ihr Herzschlag stockte. Dort stand nicht 2000, sondern 200 Mark, und ihr Chef überreichte ihr den Ched nicht mit einem wehmüthigen, sondern mit einem recht ironischen Blick und den Worten:

„Wollen Sie sich, bitte, diesen Ched an der Kasse ausbezahlen lassen. Ich habe das Gehalt für diesen und den nächsten Monat gleich zusammen angewiesen, denn Sie werden begreifen, daß ich keine Dame bei mir beschäftigen kann, die erstens in der Geschäftszeit Liebesbriefe schreibt, und auf die man sich gewiss so wenig verlassen kann, daß sie ihre Privatbriefe im Kopierbuch kopirt.“

Die aus allen Himmeln gefallene Schreibmaschinistin stand wie erstarrt; sie schien gar nicht zu begreifen, daß dies Wirklichkeit war, und daß es so ganz anders ausgehen sollte, als in der Erzählung. Erst durch ein ziemlich vernehmliches „Guten Morgen!“ ihres bisherigen Chefs wurde sie zum Bewußtsein gebracht und verließ ohne Gruß sehr langsame Schritte das Privatkontor.

Der Buchhalter am Bahnhof Börse konnte auf ihre Kundschaft nicht mehr rechnen.

Postsekretär (als ihm ein Dichtering ein sehr umfangreiches Manuscript am Schalter abgiebt): „Was soll denn das sein: Brief, Paket oder Drucksache?“

Dichtering: „Hoffentlich Drucksache!“

Der Schullehrer als Freie. Junger Mann: „Herr Müller, würden Sie mir Ihre Fräulein Tochter zur Frau geben?“

Müller: „Ne, ne!“

Junger Mann (Schullehrer): „Ich habe Ihr Wort, denn zwei Verneinungen sind eine Bejahung.“

Sein Wunsch. Frau (seufzend): „Du bist eben ein ganz Anderer geworden. Vor unserer Hochzeit habe ich geglaubt, Du würdest mich in den Himmel heben!“

Mann (ebenfalls seufzend): „Ach, wenn ich's doch nur könnte!“

Schon recht. Räuber (aus dem Gebüsch auf einen einsam aufstehenden Studenten zutretend): „Halt junger Herr, es geht nicht anders — wir müssen jetzt alles baare Geld theilen.“

Student: „Mir ist's schon recht, wieviel haben Sie denn eigentlich!“

Der arme Papi. Mutter: „Daß der Papi so lang ausbleibt auf seiner Ferienreise — wenn ihm nur nichts passiert ist, er sollt doch schon längst zu Haus sein.“

Vater: „Passirt wird ihm nichts sein — aber am End' hat er kein Geld, daß er nach Haus schreiben, daß er kein Geld hat, damit er nach Haus kommt.“

Passende Partie. Heirathskandidat: „Ich muß Ihnen aber sagen, ich mache große Ansprüche.“

Vermittler: „Was sind Sie denn?“

Heirathskandidat: „Verbedändler.“

Vermittler: „Dann habe ich was für Sie, und zwar: Eine Wittwe, die ist ganz verschimmelt und kann mit Goldsüchsen betappen.“

Gewagter Veralich. Ländliches Bild. Ein Fiegenhirte in stolzer, selbstbewußter Haltung seines Fiegen hütd. Zwei derbe Städter, Ausflügler, eben vorüberkommend, und ihn beobachtend, finden dies ungemein possirlich.

„Schau' nur einmal“, meinte der Eine, „den Stolz von dem „Gasbuh“, er dürfte ein „Gasdirektor“ sein.“

Ein Opfer. Er: „Ich sehe nicht ein, warum wir nicht sparen können.“

Sie: „Du hast recht, ich werde mir von jetzt ab meine Kleider und Hütselbst machen.“

Er: „Das ist hübsch von Dir.“

Sie: „Und was willst Du thun?“

Er: „Ich werde mir einen Vollbart stehen lassen und mir meine Cigaretten selber drehen.“

Fangball. „Mensch, wie sehen Sie zerkent aus; was ist Ihnen eigentlich passiert?“

Schneider: „Ja, wissen Sie, ich war heute bei zwei Schuldnern, die sich gerade gegenüber wohnen... und die haben mich eine halbe Stunde lang immer gegenseitig einer dem anderen in die Bude geschmissen!“

Ursache und Wirkung. Vater: „Schon wieder ist der Klavierstiel nebengebrochen.“

Mutter: „Ja, was muß unser Kind auch für — schwere Sachen spielen!“

Tröstlich. Professor: „Um Himmelswillen, Jean, was steckst Du denn da für Papier in den Ofen — ich glaube gar es ist von meinem Schreibtisch.“

Jean: „Herr Professor, es war ja beschrieben.“

Geschäftsmann. Miether: „Gerade an meinem Geburtstags soll ich also ausgeplündert werden?“

Gerichtsvollzieher: „Wie, Geburtstags? Da wart' ich lieber bis morgen, vielleicht kommen heut' noch Geschenke!“

Späte Einsicht. Richter: „Sie sind 25 Jahre verheirathet und wollen sich scheiden lassen?“

Ghemann: „Nicht wahr, es wundert Sie auch, daß ich nicht schon früher gekommen bin?“